



Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Thorer Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1900. * № 7.

Orient-Express.

Novelle von Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verboten.)

„Ich werde sofort zur Bahn zurückkehren,“ sagte Prinz Karoly, „um Ihr Gepäck in Sicherheit zu bringen.“

„Aber ich will es nicht, daß Sie sich wieder auf der Straße zeigen,“ entgegnete Sora. „Sie sind noch mehr gefährdet als ich.“

Sie verlor den Befehlston, als sie bedachte, daß bei einem Verlust des Koffers die unglückliche Fürstin am schwersten kompromittiert sein würde. Stöhnend fügte sie sich denn endlich darein, daß der Prinz den Weg nach dem Bahnhof jetzt schon antrat.

Eine neue Überraschung harrte Karoly's im Bureau der Gepäckausgabe.

Der Koffer, den man auf Sora's Gepäckschein hin dem auch jetzt wieder unerkannten Prinzen aushändigte, trug die Initialen S t u r y s — er war nicht Sora's Eigentum. Offenbar war im Gepäckwagen bei der schleunigen Ausgabe kurz vor Weiterfahrt des Zuges eine Verwechslung vorgekommen.

Karoly durchsuchte unter Führung des Beamten eifrig das ganze Magazin, nirgends war der von Sora genau geschilderte Koffer zu finden.

Jetzt verließ den Prinzen die Fassung. Ohne Zweifel befand sich Sora's Koffer, der die Briefe der Fürstin enthielt, auf dem Orient-Expresszug, und er mußte in Stury's Hände gelangen! Vielleicht hatte er ihn in dieser Minute schon geöffnet!

Naschen Schrittes begab sich Karoly zum Stationsvorstand. Es war in dem Raum so finster, daß sein Antlitz nicht zu erkennen war. „Wann kommt der Orient-Expresszug in Rajada an?“ fragte er aufgeregt.

„Um zwölf Uhr zweiunddreißig Minuten, das ist also in zehn Minuten.“

„Wird ein Telegramm den Zug noch dort erreichen?“

Man bejahte. Zitternd flog seine Hand über das Formular. Der Stationsvorstand

verfügte sich selbst nach dem Postbureau, wo er den eingeschlafenen Telegraphisten weckte.

Tief aufatmend begab sich der Prinz, bevor er ins Hotel zurückkehrte, noch selbst zum Telegraphenbureau.

„Ist das Telegramm an seinen Adressaten bereits ausgeliefert in Rajada?“ fragte er den Beamten.

„Es war kein Bescheid darüber verlangt.“

„Hier ist der Betrag für die Telegrammgebühren, bitte in Rajada anzufragen!“

Der Telegraphist setzte sich an den Apparat;

auf welcher Strecke sich die gestörte Leitung befand.

„Bis Bujdan ist alles in Ordnung; aber zwischen Bujdan und Rajada ...“

Ein erschrockener Aufschrei, der plötzlich vom Betriebsbureau her erklang, unterbrach ihn.

„Was giebt's denn da drüben?“

Die lärmenden Ausrufe wiederholten sich; ein wirrer Tumult erhob sich; Beamte liefen hin und her, der Bahnsteig füllte sich vor der Thür des Betriebsbureaus mit Schaffnern, Arbeitern, Reisenden, Polizisten und Gepäckträgern.

„Was ist nur los?“ fragte man aufgeregt durcheinander.

Mit einemmal trat Stille ein; denn der Stationsvorstand las drinnen im Betriebsbureau die soeben aus Bujdan eingegangene amtliche Depesche in größter Hast seinen Beamten vor. Alles lauschte gespannt, fast atemlos, auch Tassarow mischte sich unter die Menge.

„Bujdan, zwölf Uhr dreißig Minuten. Orient-Express zwischen hier und Rajada entgleist. Ursache: Bahnzerstörung durch türkische Grenzüberläufer, Banditen aus Ostrumelien, denen sich aufständische Eingeborene angeschlossen; Telegraphendrähte zerschnitten. Maschine defekt. Gepäckwagen samt Postkaffe beraubt. Zugführer und Schaffner verwundet. Mehrere Passagiere als Geißeln in die Berge verschleppt, darunter vermutlich Prinz Karoly, der infognito in Gesellschaft von Fräulein Sora Romanescu reiste.“

Der Pseudo-Tassarow wandte; er mußte sich an seinem Nachbar festhalten, einem härtigen Maschinenarbeiter, um nicht umzufallen; so fuhr ihm der Schreck in die Glieder.

„Teufel!“ fluchte sein Nachbar, „nun ist es nichts mit Feierabend! Sicher wird man einen Reservezug ablassen, und wir müssen den

Schaden reparieren, wie damals, als der berühmte Athanas mit seiner Horde den Orient-Express überfiel.“

„Das wird ein hohes Lösegeld kosten diesmal!“ meinte ein anderer. „Wenn sich ein



Martin Kirchner, Oberbürgermeister von Berlin. (S. 51)

ärgerlich erhob er sich aber gleich darauf wieder.

„Eine Störung in der Leitung!“ brummte er.

„Zum Ruckuck, wir hatten doch soeben kein Gewitter!“

Er schaltete ein und aus, um festzustellen,

Prinz unter den gefangenen Passagieren befindet!"

"Ja, der Fürst wird sich hüten, seine Privatschatulle zu öffnen! Ein Bataillon Infanterie thut's billiger!"

"So, meint ihr, der Fürst werde zugeben, daß die Halunken den künftigen Thronfolger, der ihnen in die Hände gefallen ist, umbringen?"

Der Prinz hatte kaum die Kraft, sich zum Wagen zu schleppen, der ihn nach dem Hotel zurückbringen sollte.

Ihn graute vor der Wirkung, die die sensationelle Nachricht auf Sora hervorbringen würde.

12.

Noëlie war noch in Bujdan damit beschäftigt, ein Gefährt aufzutreiben, das sie so rasch als möglich nach der Hauptstadt zurückführen sollte, als die Nachricht von dem räuberischen Ueberfall auf den Orient-Expresszug mit Sturmesseile sich in der Stadt verbreitete.

Sofort begab sich Noëlie auf den Bahnhof zurück. Sie war

der Landessprache nicht kundig und verstand nicht, was das Volk sich über den Vorfall erzählte. So suchte sie denn den Stationsvorstand auf, um Näheres in Erfahrung zu bringen. Im Bureau herrschte große Aufregung darüber, daß auch der Telegraphendraht zwischen Bujdan und Najada von dem Räubergerüßel zerschnitten worden war. Eine in der Hauptstadt aufgegebene, für Najada be-

stimmte Depesche

konnte somit nicht weitergehen. Es war die von Karoly aufgegebene. Ohne daß Noëlie sich als Empfängerin des Telegramms bekennen mußte, gelangte sie durch diese eigentümlichen Umstände zur Kenntnis der Thatsache, daß Soras und Sturys Gepäck miteinander verwechselt worden war.

Ratlos lief sie auf dem Bahnhof auf und nieder. Die entsetzlichsten Vorstellungen quälten sie.

Wie, wenn Stury sich mit unter den Verunglückten befand? Und wie, wenn Soras Gepäck mit den wichtigen Briefen einer spekulativen Räuberhorde in die Hände gefallen wäre?

Die erstere Befürchtung stellte sich sehr bald als nichtig heraus, denn plötzlich kam der verloren Geglaubte unter stürmischen Ausrufen auf sie zu. Stury hatte nämlich den heimlichen Fortgang Noëlies aus dem Zuge noch rechtzeitig bemerkt, kurz vor Abgang des Zuges den Wagen gleichfalls verlassen und die Fahrt in dem gefährdeten Orient-Express also gar nicht mitgemacht.

In allen Hotels hatte Stury nach dem Ehepaar Tessarow geforscht, denn er hatte nicht anders geglaubt, als daß Tessarow seine Gattin gezwungen habe, mit ihm in Bujdan auszuweichen. Als Noëlie nun ihn ansprach, nie-

nie wieder von ihrem Gatten zu sprechen, schloß dieser sie mit einem jubelnden Aufschrei an seine Brust. Er verstand!

Großen Kummer äußerte Noëlie aber darüber, daß Stury sein Gepäck in der Hast im Orient-Express zurückgelassen hatte. "Es ist eine Verwechslung vorgekommen," erklärte sie. "Ihr Gepäck liegt in der Hauptstadt, das meine aber befindet sich im Gepäckwagen des überfallenen Zuges. Und besonders ein Koffer enthielt Dinge, die in keines fremden Menschen Hände gelangen dürfen."

Besorgt forschte Stury nach diesen Kleinodien. Noëlie schwieg natürlich darüber. Plötzlich aber kam sie auf den Gedanken, einen Wagen zu nehmen und zu dem mitten auf der Bahnstrecke liegenden gebliebenen Zuge zu fahren.

Stury war, trotzdem er sich ihre furchtbare Besorgnis nicht zu erklären vermochte, sofort einverstanden.

Der Morgen dämmerte bereits, als man sich der Unglücksstelle näherte. Graues Ge-

Passagiergepäckstücke und Postbeutel genaue Angaben enthielt.

Der Wirrwarr ließ einigermaßen nach, als endlich die Verköpplung der defekten Maschine mit dem ersten Gepäckwagen gelöst worden war. Die Reservelokomotive, die aus Bujdan herbeigeholt worden war, rangierte den Zug auf das Hilfsgeleise, und noch vor sechs Uhr konnte dem Publikum die Mitteilung gemacht werden, daß der Orient-Expresszug sofort die Weiterreise aufnehmen werde.

Noëlie faßte den Entschluß, sogleich mitzureisen. Soras Koffer hatte sich wohlbehalten im Gepäckwagen vorgefunden. Auf Sturys Gepäckschein hin ward er ausgefolgt. Ihr eigenes Gepäck war aber nicht zur Stelle; vermutlich war es auf Wollmanns eigenmächtige Veranlassung in der Hauptstadt ausgeladen worden.

Der eigene Besitz kümmerte Noëlie nicht gar sehr. Sie atmete befreit auf, als sie Soras Koffer gerettet wußte. Nun galt es, möglichst schnell Stury aus dem Lande fortzubringen.

Dieser machte aber gegen eine sofortige Weiterfahrt geltend, daß er nicht im Besitze seines Passes sei. Als er in der Hauptstadt das Handgepäck Wollmanns

durch das Wagenfenster auf den Bahnsteig befördert hatte, war sein eigener Paletot mit der Brieftasche in die Hände des Berliners gelangt.

Keinenfalls durfte Noëlie dulden, daß Stury noch einmal dem Konzeptionsdirektor gegenüber trat und dadurch von neuem in die

Nähe von Karoly und Sora gelangte. Zum Glück entsann sie sich, daß sie selbst ja im Besitze eines gültigen Passes war, und zwar desjenigen, der auf Tessarow und Frau lautete. Der Schaffner hatte ihn am Tag zuvor in ihre Hände gelegt, während der Prinz mit den beiden Wollmanns sich im Speisewagen befunden hatte.

Stury sah sie überrascht an. "Und so soll ich also für ein paar Stunden den mir verhassten Namen Tessarow annehmen?"

Noëlie wußte keinen anderen Ausweg. Sie mußte Stury aus der gefährlichen Nähe des Liebespaares fortführen.

"Aber werden Sie mir folgsamer sein als dem Herrn, der vor mir diesen Namen trug?" forschte Stury zärtlich.

Die Deutsche ward purpurrot. "Wenigstens hoffe ich, Ihnen und Ihrer Ritterlichkeit meine Sicherheit und meine Ehre unbesorgt anvertrauen zu können."

Punkt sechs Uhr bestiegen Stury und Noëlie den Zug.

"Ein Glück," flüsterte ersterer der Geliebten zu, "daß wir mit verändertem Zugerpersonal fahren! Wenn die Herren Banditen nicht die Freundschaft gehabt hätten, den Zugführer und die Schaffner reisefähig zu machen, so hätte ich wohl kaum unter der Maske Ihres



Die neue Moselbrücke zwischen Traben und Trarbach. (S. 52)
Nach einer Originalaufnahme von J. N. Gary in Trier.

wölk hing am Himmel, und an den Abhängen der Berge flecten langgezogene Nebelstreifen.

Der Schaden war geringer, als nach den ersten Berichten anzunehmen gewesen war. Die Salonwagen des Orient-Expresszuges waren vollkommen erhalten; nur die Maschine, die seitab über die Böschung auf den tückscherweise verlegten Schienen in den Wallgraben gefahren war und sich dort tief in den Schlamm hineingehohlet hatte, machte einen traurigen Eindruck.

An Ort und Stelle erfuhr man, daß der Lokomotivführer seltsamerweise nicht verletzt worden war. Der Zugführer und die beiden Schaffner hatten aber bei dem Aufstoßen der Maschine und der furchtbaren Erschütterung, die das plötzliche Halten des Zuges verursacht hatte, einige Verletzungen erhalten. Sie waren mittels Bahnen nach einem Dorf in der Nähe transportiert worden. Passagiere waren sonst nicht verwundet worden. Wohl aber schienen die im Hinterhalt lauernden Banditen einige Personen weggeschleppt zu haben.

Die Postkasse war vollkommen geplündert worden; im Gepäckwagen fehlten dagegen nur wenige Stücke.

Glücklicherweise war das Journal des Zugführers wohl erhalten, das über die mitgeführten Passagiere — der Bahnrevisions wegen sogar namentliche — und über die Anzahl der

Herrn Gemahls jetzt mit Ihnen weiterreisen können!"

Jetzt erst dachte Noëlie an die glücklich abgewendete Gefahr. Sie vermochte aber, trotzdem es ihr schon bedeutend leichter ums Herz war, sich doch nicht gleich Stury so aus voller Brust über dieses neue Abenteuer zu freuen. Der Gedanke an die Schwierigkeiten, an die Gefahr einer Entdeckung, denen der Prinz und Sora entgegengingen, bedrückte sie doch sehr, zumal sie den Prinzen nun ohne Paß wußte.

Der Orient-Expresß blieb ziemlich leer, da die Mehrzahl der Passagiere entweder nach Bujdan oder nach Rajada, der Grenzstation, geflüchtet war. Natürlich sorgte Noëlie sofort dafür, daß sie ein Abteil für sich allein erhielt. Der neue Schaffner war sehr gefällig. Er suchte der jungen Dame das Beste aus und quartierte nebenan ihren Herrn Gemahl ein, der gleichfalls sich einen Mitreisenden verboten hatte.

Da die nächste Station dicht an der Grenze lag, dort also Paß- und Gepäckrevision stattfand, so ließ der Zugführer durch die Schaffner die Pässe einsammeln; gleichzeitig wurde den Fahrgästen angekündigt, daß die Durchsuhung des Handgepäckes der Kürze halber unter diesen besonderen Umständen in den Wagen würde vorgenommen werden.

Diese Maßnahme war besonders erfreulich für Noëlie. Sie hatte Soras Gepäck in ihr Abteil, ihren eigenen Koffer dagegen in das ihres neuen Pseudogatten bringen lassen.

Die beiden befanden sich in fröhlichem Geplauder, als plötzlich Schritte auf dem Wagengang laut wurden, und gleich darauf der Zugführer vor dem vermeintlichen Ehepaar stand. Sein Antlitz war erregt, fast verstört. Er hielt den Paß der beiden in Händen und begann in unterthänigem Ton: „Verzeihung, die Herrschaften haben den Orient-Expresßzug schon von der Kiste an benutzt?"

Hastig verständigte sich das Paar durch einen Blick. „Ja," antwortete Stury kurz.

„Die Herrschaften wurden aber bei der ersten Revision des Zuges nach dem Ueberfall als — eh — vermißt bezeichnet?"

„Vermißt? Sie sehen ja, daß wir hier sind."

„Allerdings, aber... aber wir fürchteten, daß die Herrschaften von dem Gesindel weggeschleppt worden seien und zur Erpressung eines Lösegeldes in den Bergen gefangen gehalten würden."

„Seien Sie so gut!" sagte Stury leutselig.

Der Zugführer sah den Ingenieur glückselig strahlend an und atmete tief auf. „Wir danken Gott — alle, alle — daß das gütige Geschick uns Euer — uns Sie — erhalten hat!"

Er machte tiefe Verbeugungen und war so verwirrt, daß Stury bald ihn, bald Noëlie erstaunt ansah.

„Sie sind ja so feierlich!" sagte Stury dann lächelnd.

„Sollte man das nicht sein als guter Patriot!" erwiderte der Zugführer unter abermaliger tiefer Verbeugung.

Stury wurde aus dem Gestammel des Beamten nicht klug. Zuerst ging es ihm durch den Sinn: sollte Tassarow vielleicht eine so überaus populäre Person sein? Diesen Gedanken verwarf er aber sogleich wieder, denn der Hinweis auf den Patriotismus brachte ihn schnell auf eine neue Spur. Gewiß hatte man in ihm, trotz des falschen Passes, den ehemaligen Gardeoffizier erkannt, der dem Vaterland damals durch die Festhaltung der Fürstin und der Romanescu im Interesse der Thronfolge einen so großen Dienst geleistet hatte.

Wenige Minuten, nachdem der Zugführer sich unter tiefen Verbeugungen entfernt hatte, wurde es in dem Gang, auf den die beiden

Coupsés sich öffneten, lebendig. Fast sämtliche Insassen des Zuges spazierten auf dem Gange auf und nieder, teils mit Neugierde, teils mit ehrerbietigem Interesse das arglos plaudernde Paar musternd.

Endlich ward Noëlie die Sache ängstlich. Sie erröte und erbliche abwechselnd unter den indiscreten Blicken der Passagiere. Flehend forderte sie von Stury, daß er sein eigenes Coupé auffuche.

Draußen belorgnettierten ihn einige Engländerinnen. Man stieß sich heimlich an und machte flüsternde Bemerkungen. Stury flüchtete schnell in sein Abteil.

In demselben Augenblick fuhr man in die Bahnhofshalle von Rajada ein.

Noëlie schlug das Herz fast hörbar. Die unheimliche Aufgabe stand ihr jetzt bevor: Soras Koffer über die Grenze zu bringen, ohne daß die Briefe der Fürstin beschlagnahmt wurden.

Zitternd am ganzen Körper stand sie mitten in dem Coupé, als es plötzlich an die Thür pochte.

Sie öffnete selbst.

Ein Grenzoffizier stand draußen, neben ihm Stury, geisterbleichen Angesichts.

„Ihre Frau Gemahlin?" fragte der Leutnant mit einem scharf musternden Blick.

Stury bejahte ernst und kurz.

Ein peinliches Schweigen.

Endlich hub der Offizier in leiserem, discretem Tone an: „Sie bestehen also darauf, Ihr Infognito zu wahren?"

Betroffen wandte Stury einen halben Schritt zurück. Doch schnell faßte er sich wieder.

„Ich habe kein Infognito zu wahren," sagte er in festem, etwas hochmütigem Tone. „Prüfen Sie, bitte, meine Papiere und thun Sie, was die Pflicht Ihnen vorschreibt!"

Auf Aug' in Aug' standen die beiden einander gegenüber. Noëlie wagte kaum zu atmen. Es war ein Moment höchster Spannung. Unwillkürlich hatte sie die schönen Augen zu dem Offizier aufgeschlagen — bittend, nein, beschwörend — und wie unbewußt machten ihre Hände eine flehende Bewegung.

Der Leutnant senkte endlich den Blick, überflog noch einmal den Text des Passes, den er in der Hand hielt, dann händigte er das kleine Heft Stury ein und sagte wiederum in leisem Tone, sogar sichtlich ein wenig bewegt: „Ich will thun, was die Menschenpflicht — und was die Verehrung für... Ihre Frau Gemahlin mir vorschreiben."

Er hatte, in seiner Rede zögernd, sich tief gegen Noëlie verneigt, ihr einen bewundernden Blick zuwerfend; jetzt nahm er vor Stury militärische Haltung an, indem er grüßend einen Schritt zurücktrat.

Gleich darauf verließ er den Wagen, ohne sich umzusehen.

„Was war das — was bedeutete das?" fragte Stury ganz verwirrt.

Das Paar hatte keine Zeit, sich auszusprechen; denn schon betraten Zollbeamte den Gang. Noëlie sah noch, daß der Zugführer und der Schaffner, die den Eingang des Wagens besetzt hielten, mit den Eintretenden ein paar Worte wechselten, indem sie auf die beiden Wagenabteilungen wiesen.

Und nun geschah das Abenteuerlichste auf dieser ganzen Fahrt: die Zollbeamten durchsuchten den ganzen Zug, nur die Abteilungen des „Ehepaars Tassarow" blieben unbehelligt.

Bewundert traten beide auf den Gang hinaus, sobald die bekannten Zeichen der Abfahrt erklangen. Stury wollte seinem Erstaunen Ausdruck geben, aber Noëlie winkte ihm ab. Denn schon wieder hatte sich der Gang mit Reisenden gefüllt, und draußen auf dem Bahnsteig, gerade vor dem Wagen, an dessen

Fenster sie standen, drängte sich eine bunt zusammengewürfelte Menschenmenge.

Das vermeintliche Ehepaar bemerkte zu seinem Entsetzen, daß es von allen Seiten begafft, bestaunt, bewundert wurde; Operngläser waren auf die beiden jungen Leute gerichtet, und plötzlich entdeckte Noëlie sogar einen Touristen, der sich mit einem photographischen Apparat dicht vor ihrem Fenster aufgespitzt hatte.

Allerlei seltsame Rufe klangen durcheinander.

Es herrschte eine Aufregung auf dem Bahnsteig, wie sie Noëlie noch nie zuvor erlebt. Die Indiskretion ging ihr aber endlich zu weit; denn man zeigte nun auch mit Fingern auf sie.

Sie ist es! Sie ist es! — „Aber wo ist er?" — „Nun, dicht neben ihr!" — „Am Nebenfenster?" — „Nein, halb durch sie verdeckt!" — „Ah, richtig, jetzt nimmt er ihren Arm!" — „Ganz recht, ganz recht!" — „Da, jetzt können Sie sie von der Seite sehen!" —

„Ei, das ist ein Profil!" — „O, wie schade, sie ziehen sich zurück!" — „D, da fährt der Zug schon ab!" — „Ja, leider!" — „Jetzt, noch einmal, jetzt ist sie famos zu sehen..."

Das verworrene Geschwätz der Menge vermischte sich mit dem Ruf des Zugführers, dem letzten Abfahrtszeichen, einem schrillen Pfiff.

Noëlie wandt halbtot vor Aufregung und Erschöpfung in ihr Abteil, wo sie kraftlos in die Kissen ihres Sofas zurückfiel.

In dem Augenblick, in dem Stury ihr folgt, tönt aus der Menge ein Hochruf. Von allen Seiten wird die Huldigung aufgenommen.

Tücherschwenken, Hüteschwenken. Auch im Gang ruft man fröhlich: „Hurra! Coviva! Eljen! Hoch!" Eine Huldigung in den verschiedensten Sprachen.

Und als Stury, ganz bestürzt, sich noch einmal umwendet, da bemerkt er, daß eine große Schar den langsam und allmählich immer schneller fahrenden Zug bis zum Ende der Bahnhofshalle begleitet, trotz der Einsprache der sich ihr entgegenstellenden Bahnbeamten.

Stury nimmt den Hut ab, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Im Nu aber tönt's aus hundert und mehr Kehlen, begeistert, ja, jubelnd: „Hoch Tassarow! Tassarow und seine junge Frau!"

Hastig schlüpft Stury in Noëlies Abteil, wirft die Thür hinter sich zu und ruft, während er voll Erstaunen und Verwirrung die Hände ineinander schlägt: „Jetzt sagen Sie mir aber nur um Gottes willen, was wollen die Leute nur von Ihrem Mann?" — — —

Die Reise des „Ehepaars Tassarow" glich wirklich einer Triumphfahrt, und endlich, endlich begriffen die beiden, weshalb ihnen an allen Stationen derartige Huldigungen dargebracht wurden. Man vermutete in ihnen die Romanescu und den Prinzen Karoly. Der Draht hatte ihr Kommen schon überallhin gemeldet, und Sturys Zeugnen half nichts: er mußte sich's gefallen lassen, an jeder Station vor dem Wagen ein Häuflein Hurra-, Coviva- und Eljen-Schreier versammelt zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

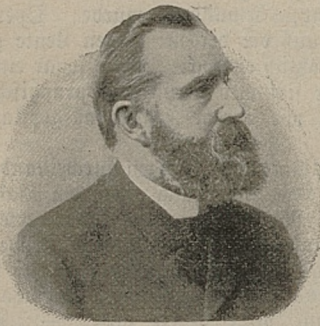
Illustrierte Rundschau.

Noch vor der Jahrhundertwende ist endlich die Bestätigung des bereits im Jahre 1898 gewählten Bürgermeisters Martin Kirschner als Oberbürgermeister von Berlin erfolgt. Kirschner ist am 16. November 1842 zu Freiburg in Schlesiens geboren und 1866 als Auskulturator in den Staatsdienst getreten. Im Dezember 1892 war er als Nachfolger Jelles, der nach Jordanbeds Tode Oberbürgermeister der Reichshauptstadt wurde, zum zweiten Bürgermeister gewählt und am 16. Februar 1893 als solcher ein-

geführt worden. — Eine neue **Moselbrücke** ist an einer der schönsten Stellen des **Moseltals** vollendet worden, welche

die aufblühenden Städtchen **Trarbach** und **Traben** verbindet. Die Gesellschaft **Hartfort** in **Duisburg** hat im Verein mit der Baufirma **H. Schneider** in **Berlin** und dem Architekten **Bruno Möhring** in **Berlin** die Brücke binnen zwei Jahren mit einem Kostenaufwand

von 700,000 Mark erbaut. Sie übersteht die Mosel mittels vier Ueberbauten, zwei kleinen seitlichen von je 54 Meter und zwei größeren mittleren von je 64 Meter Weite. — Der für 1900 neugewählte **Schweizerische Bundespräsident Walter Hauser** wurde damit zum zweitenmal auf den höchsten Ehrenposten berufen, den die Eidgenossenschaft zu vergeben hat. Hauser, der gegenwärtig in voller Manneskraft steht, war bisher Leiter des Finanzdepartements. Die Bundesversammlung hat ihn 1888 in den Bundesrat berufen; 1892 war er erstmals Bundespräsident. — Auch Hamburg hat noch vor der Jahrhundertwende einen neuen regierenden Bürgermeister bekommen. Am 28. Juli 1899 war der Vorgänger, Dr. J. G. M. Versmann, gestorben; an seine Stelle ist nun **Senator Dr. Lehmann** als erster Bürgermeister von Hamburg getreten, während Senator Dr. Nachmann zum zweiten Bürgermeister gewählt wurde. — Bei den bisherigen Kämpfen in Südafrika haben sich die wackeren **Buren** namentlich auch durch ihre Findigkeit und Geschicklichkeit in der Ausnutzung des Geländes hervorgethan. Ueberall heben sie sofort **Schützengräben** aus, die den mit den ausgezeichneten Mausergewehren ausgerüsteten Schützen vortreffliche Deckung gewähren. — **Kronprinz Joschihito Sarunomiya von Japan** ist jüngst durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet worden. Er wurde zu Tokio am 31. August 1879 geboren und am 3. November 1889 zum Thronerben erklärt. Seine Braut ist die **Prinzessin Sada** aus der Familie Fujiwara, welche dem Lande bereits mehrere Kaiserinnen gegeben hat. Sie ist eine Tochter des Prinzen Kujo und zählt erst fünfzehn Jahre. Die Verlobung des Kronprinzen mit ihr wurde am 3. November 1899 offiziell bekannt gemacht.



Walter Hauser,
Schweizerischer Bundespräsident für 1900.

geben hat. Sie ist eine Tochter des Prinzen Kujo und zählt erst fünfzehn Jahre. Die Verlobung des Kronprinzen mit ihr wurde am 3. November 1899 offiziell bekannt gemacht.

Der Balasrubin.

Erzählung nach Kriminalakten von F. Lilla.

1. (Nachdruck verboten.)

Mr. Robert Firkin war im Jahre 1817 einer der angesehensten und reichsten Schiffsreedere in London. Seine Fahrzeuge durchfurchten alle Meere, um englische Industrieartikel nach fernen Ländern zu schaffen und dafür überseeische Produkte zurückzubringen. Nicht nur seinem Verstande und seiner unermüdlichen Thätigkeit verdankte er die großen geschäftlichen Erfolge, auch eine reiche Heirat, welche ihm viel Kapital zubrachte, hatte ihm dazu geholfen. Seinem Jugendfreunde George Walton, einem verwitweten Kaufmanne, der einst mit ihm

mögen eingebüßt und nachher, von Kummer und Krankheit niederbeugt, nicht wieder auf einen grünen Zweig gelangen können. Als er auf dem Sterbebette lag, sagte er zu Firkin: „Du bist mein einziger Freund, Robert. Ich empfehle dir meinen Sohn Philipp, der nach meinem Tode ohne dich ganz verlassen



Dr. Lehmann,
erster Bürgermeister von Hamburg.
Nach einer Photographie
von E. Bieder, Photograph in Hamburg.



Schützengräben der Buren, durch ein Fernglas gesehen.

auf derselben Schulbank gegessen hatte, war es dagegen recht schlecht im Leben ergangen. Er hatte durch verfehlte Spekulationen sein Ver-

sein würde. Nimm ihn auf in dein großes Geschäft und hilf ihm vorwärts!“

Tief gerührt beruhigte Firkin den Sterbenden über das Schicksal seines Sohnes. Schon am Tage darauf verschied George Walton.

Auf solche Weise kam Philipp Walton als sechzehnjähriger Jüngling in das Haus und das Geschäft des reichen Schiffsreeders.

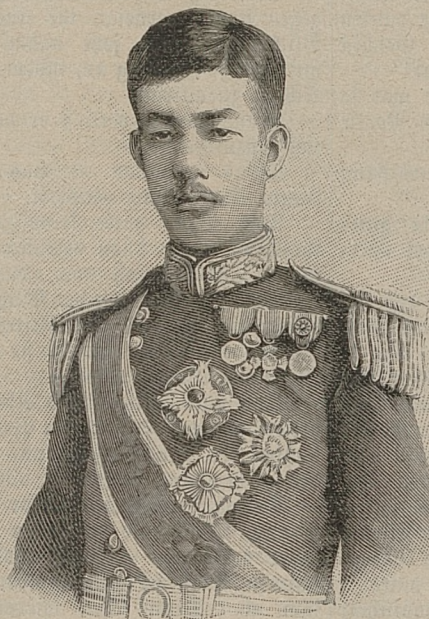
Firkin hatte zwei Töchter. Mary, die älteste, war verheiratet, die zweite, Ellen, war noch zu Hause als ein lieblicher fünfzehnjähriger Backfisch.

Fünf Jahre lang verkehrte Philipp, der bald Korrespondent im Reedereigeschäft wurde, täglich mit der immer schöner zur holden Jungfrau erblühenden Ellen, und zwischen beiden entwickelte sich, wie es ja kaum anders möglich war, eine gegenseitige Liebe, welche Ellens Eltern schließlich nicht länger verborgen bleiben konnte.

Frau Firkin, eine sehr gut herzige Dame, hatte im Grunde durchaus nichts dagegen einzuwenden. Anderer Meinung war aber ihr Gemahl. Als Schwiegersohn



Prinzessin Sada von Japan.



Kronprinz Joschihito Sarunomiya von Japan.

Humoristisches: Daheim und in Gesellschaft.



Mann: Und diesmal werde ich dir zeigen, daß ich Herr im Hause bin, ich gehe in die Kneipe, damit basta! —



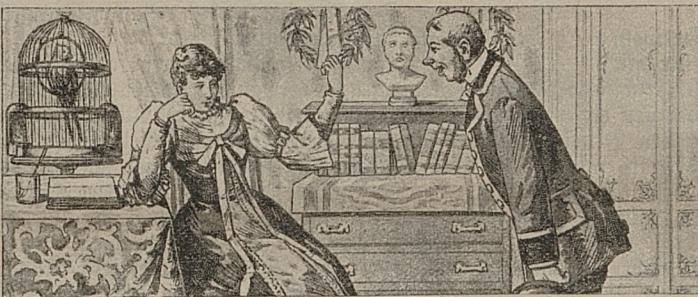
Ja, meine lieben Freunde, mein häusliches Glück ist zu groß, als daß ich mich nach dem alten Stammtisch sehnen könnte, aber mein Frauchen ließ mir keine Ruhe, ich mußte hergehen.



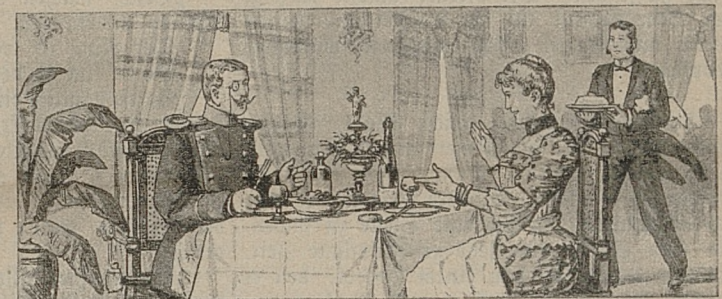
Dame (zur Zofe): Sie haben mir die Handschuhe eine halbe Nummer zu eng gebracht, die Hände schmerzen mich, als ob sie sich in Schraubstöcken befänden . . .



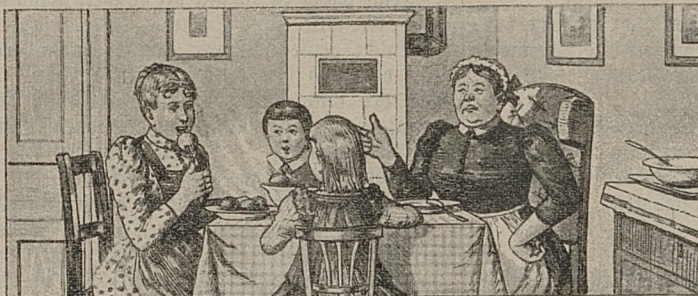
Herr: Gestatten Sie mir, meine Gnädige, Ihre kleinen Händchen zu bewundern.
 Dame: O ich bitte, heute trage ich infolge einer Nachlässigkeit meiner Zofe gerade ein Paar Handschuhe, die mir eine volle Nummer zu groß sind.



Schauspieler (zum Theaterdiener): Ich habe beim Gärtner sechs große Kränze bestellt. Holen Sie sie ab und werfen Sie sie mir während der heutigen Vorstellung nach und nach zu.



Leutnant (beim Souper): Wie beschämt es mich, daß Sie die schönsten großen Kränze, die Sie heute erhalten haben, links liegen lassen und sich nur mit meinem kleinen Kranz beschäftigen.
 Schauspieler: Ich liebe das Bescheidene, das von Herzen kommt.



Mutter: Ich begreife dich nicht, Seraphine, du issest jetzt immer so ungeheure Quantitäten, du hast die Schüssel mit Knödeln fast allein aufgegessen.



Hausfrau: Bitte, Fräulein Seraphine, Sie haben ja nichts gegessen, als ein wenig Speise, nehmen Sie doch noch Braten.
 Mutter: Ach nein, nötigen Sie sie nicht, gnädige Frau, sie ist auch zu Hause nur wie ein Vögelchen.



Erste Schwester: Ich reiße dir die Haare aus.
 Zweite Schwester: Ich trage dir die Augen aus.
 Erste Schwester: Man muß sich schämen, mit dir in Gesellschaft zu gehen.



Dame: Es ist ein gar zu schönes Bild, wie die beiden Schwestern immer Arm in Arm gehen, immer einträchtig und stets liebevoll zu einander sind.

war ihm Philipp doch nicht gut genug; er wollte mit Ellen höher hinaus; eine vorteilhafte Heirat mit einem reichen Geschäftsmann wünschte er für sie, wie Mary eine solche gemacht hatte.

Durch ein raues Machtgebot versuchte er den Herzensbund des Liebespaares zu zerstören. Doch vergebens! Firkin gedachte darauf, Philipp aus seinem Hause und überhaupt aus London zu entfernen; zu solchem Zwecke wollte er ihm eine Stelle in Westindien verschaffen. Der junge Mann lehnte jedoch ab, denn er wünschte in der Nähe der Geliebten zu bleiben.

Immer gespannter wurde unter solchen Umständen das Verhältnis zwischen ihm und seinem Wohlthäter. Endlich kam es so weit, daß Firkin ihn entließ, indem er es ihm anheim gab, sich jetzt selbst nach einer neuen Stelle umzusehen. Philipp ging, die Seele erfüllt von Bitterkeit und Gereiztheit. Ellen weinte, und Frau Firkin war sehr unzufrieden über die Hartherzigkeit ihres Mannes. Der Schiffsreeder aber blieb unerbittlich.

An diesem aufregenden Tage hatte er auch noch einen anderen Verdruß, und zwar kurz nach Philipps Entfernung, nachdem er ihm ein lafonisch abgefaßtes Zeugnis ausgestellt, in welchem besagt wurde, daß der junge Mann in allen Comptoirarbeiten eines Reedereigeschäftes wohl bewandert sei. Firkin vermisse nämlich einen kostbaren Ring. Er meinte, daß er ihn in der Aufregung der letzten Stunden unbemerkt vom Finger verloren haben müsse. Trotz allen Nachsuchens aber war das Kleinod nicht zu finden. Der Reeder machte Anzeige von dem Verlust bei der Polizei und vergaß dann die Sache. Ihn drückten wichtigere Sorgen.

2.

London, die große, reiche Stadt, ist eine rauhe Mutter für die Armen und Bedrängten. Auch Philipp Walton mußte solche trübselige Erfahrung machen. Längere Zeit lief er vergeblich umher, um sich eine Stelle zu suchen. Es war gerade eine sehr geschäftslause Zeit. Endlich erhielt er von einem Reeder, den er kannte, die Zusage, daß er nach Verlauf von vier Monaten auf dessen Comptoir Beschäftigung erhalten könne, weil alsdann eine Stelle frei werde.

Bis dahin mußte der junge Mann sich also durchzuschlagen suchen, so gut es ging. Seine kleinen Ersparnisse waren bald zu Ende. Es konnte ihm natürlich nicht einfallen, sich um ein Darlehen an seinen früheren Wohlthäter zu wenden, nachdem derselbe ihn ja gewissermaßen verstoßen hatte. Auch erlaubte ihm sein Stolz nicht, von Ellen Hilfe zu erbitten. Uebrigens befand sich die junge Dame zur Zeit auch gar nicht in London; sie war zu einer Tante aufs Land geschickt worden, und Philipp mußte nicht genau, wo deren Gut sich befand.

Es kam so weit, daß er der Wirtin, bei welcher er ein bescheidenes Stübchen gemietet hatte, nicht mehr die Miete zu bezahlen vermochte, weshalb die Frau brummig zu werden und ihn mißtrauisch anzuschauen begann. Das wurde ihm unerträglich. Von seiner guten Garderobe konnte er, um Geld zu beschaffen, nichts versehen oder verkaufen, da er notwendig, um nicht ganz zu Grunde zu gehen, auf ein anständiges Aeußere halten mußte. Auch seine silberne Taschenuhr konnte er nicht gut entbehren. Aber er besaß als Erbstück von seinem Vater einen goldenen Ring mit einem ziemlich großen blaßroten Stein, den er allerdings für nicht besonders wertvoll hielt. Auch sein Vater mußte sicherlich derselben Meinung gewesen sein, denn sonst hätte er ihn gewiß zur Zeit seiner mannigfachen Bedrängnisse zu verkaufen gesucht.

Philipp nahm den Ring aus der Papp-

schachtel, in welcher er ihn nebst anderen Andenken verwahrte, und betrachtete den glänzenden Stein, der so herrlich funkelte, daß man ihn für einen Diamanten hätte halten können, wenn er nicht blaßrot, sondern farblos gewesen wäre. Da fiel ihm ein, daß er zuweilen bemerkt habe, wie Mr. Firkin einen Ring mit ähnlich blitzendem rötlichen Stein an einem Finger seiner rechten Hand trug. Der Stein mochte also doch wohl einen höheren Wert haben, sonst hätte der reiche Schiffsreeder sich gewiß nicht damit geschmückt. Philipp wußte nicht, daß sein ehemaliger Wohlthäter den Ring, welchen er zu tragen pflegte, verloren hatte.

„Am besten ist's, ich verkaufe das Ding,“ murmelte er. „Bekomme ich vielleicht auch nur fünf oder sechs Pfund dafür, so wäre mir damit doch vorläufig geholfen. Ich gehe zu Mr. Collins, der ist als ehrlicher Mann bekannt.“

Collins war ein Juwelier in Fleetstreet. Er hatte sein Geschäft nahe bei dem Hause Mr. Firkins und war in seinem Comptoir hinter dem Laden, als der ihm wohlbekannte junge Mann eintrat.

„Ich wünsche diesen Ring zu verkaufen, weil ich Geld brauche,“ sagte Philipp.

Sichtlich überrascht betrachtete der Juwelier den blaßroten Stein. Ein Verdacht stieg sogleich in seinem Gemüte auf, denn er hatte nicht nur Firkins kostbaren Ring oft genug gesehen, sondern mußte auch durch die Polizei, daß derselbe in Verlust geraten war.

„Was verlangen Sie für den Ring?“ fragte er, indem er forschend den jungen Mann ansah. „Bitte, machen Sie ein Gebot,“ versetzte Philipp unbefangen.

„Der Ring ist recht wertvoll.“

„So? Um so besser für mich.“

„Es ist nämlich ein Balasrubin oder Rubinbalais, ein schönes Exemplar von dieser seltenen Art, die man zuweilen in den Gruben Siams und Birmas, sowie auf Ceylon findet.“

„Ein Rubin ist's also? Ei, ich glaubte immer, die Rubinen wären tiefrot, nicht so blaß wie dieser.“

„Sie wußten also gar nicht, daß dies ein wertvoller Rubin sei?“

„Nein. Ich bin kein Edelsteinkerker. Den Ring habe ich von meinem Vater geerbt.“

„Sie waren früher bei Mr. Firkin im Geschäft?“

„Ja. Doch seit einiger Zeit bin ich nicht mehr bei ihm. Wie hoch schätzen Sie also diesen Ring mit dem blaßroten Rubin? Wieviel können Sie dafür geben?“

„Hm! Neunzig bis hundert Pfund Sterling, vielleicht auch noch mehr. Doch müßte ich, um den Preis genau zu bestimmen, den Stein aus der Fassung nehmen, um ihn zu wägen.“

„Bitte, thun Sie das.“

„Ich gehe also in meine Werkstatt. Bitte, verweilen Sie hier so lange.“

Collins entfernte sich, ging aber nur in seine Werkstatt, um seinen Hut aufzusetzen und durch die Hinterthür zu Firkin zu eilen.

„Sir,“ fragte er hastig, indem er ihm Philipps Ring zeigte, „ist dies Ihr Rubinring?“

„Ja, gewiß,“ rief der Schiffsreeder erstaunt. „Wie ist derselbe denn in Ihre Hände gelangt?“

„Er wurde mir soeben zum Kaufe angeboten.“

„Von wem?“

„Von Mr. Philipp Walton, der bis vor kurzem in Ihrem Geschäft thätig war.“

„Ist's möglich? Das hätte ich ihm doch nicht zugetraut. — Aber es ist richtig, an demselben Tage, als ich Walton aus ganz besonderen Gründen entließ, vermisse ich auch diesen kostbaren Ring.“

„Sie meinen also —“

„Ich meine, daß er ihn gestohlen hat. Anders kann es ja nicht sein. Der Ring ist mir

damals vom Finger geglitten und hat irgendwo herumgelegen, so daß er ihn stehlen konnte.“

„Was soll nun in dieser Sache geschehen? Wollen Sie den Dieb der Behörde überliefern?“

„Hm — das möchte ich doch nicht gerne. Er ist ja doch der Sohn meines alten Freundes George. Wo ist er jetzt?“

„In meinem Comptoir, wo ich ihn unter einem Vorwande zurückgehalten habe.“

„Sogleich gehe ich mit Ihnen. Ich will dem entarteten Menschen doch gründlich ins Gewissen reden.“

Die beiden begaben sich rasch nach dem Hause des Juweliers und traten ins Comptoir, wo Philipp, ohne Unheil zu ahnen, wartete und höchlich überrascht war, als er seinen ehemaligen Prinzipal plötzlich vor sich sah.

„Du wolltest hier diesen Ring verkaufen?“ rief Firkin aufgeregt. Er duzte noch den jungen Mann, wie er das früher zu thun gewohnt gewesen war.

„Jawohl, Sir,“ versetzte Philipp erstaunt. „Leider bin ich dazu gezwungen.“

„Ei, in der That!“ höhnte der Schiffsreeder. „Dieser Ring, der einen Wert von hundertfünfzig Pfund Sterling hat, ist aber mein Eigentum.“

„Sie täuschen sich, Sir.“

„Nein, leichtsinniger Bursche! Ich täusche mich leider nicht.“

„Sie wagen es, so mit mir zu reden? Sie beleidigen mich!“

„Glender! Am selben Tage, als ich dich entließ, nahmst du diesen Ring mit, den du im Zimmer irgendwo gefunden hast.“

„Das ist nicht wahr! Von meinem Vater habe ich diesen Ring geerbt.“

„Lüge! Dein Vater war ja so weit heruntergekommen, daß er von mir Unterstützung empfing. Wie hätte er wohl ein solches Juwel besitzen können, ohne durch Verkauf desselben den Versuch zu machen, aus seiner Geldnot sich zu retten.“

„Er kannte jedenfalls den Wert des Ringes nicht, der ihm früher einmal in glücklicheren Tagen geschenkt worden sein mag. Auch ich hatte von dem Werte desselben keine Ahnung.“

„Klausen sind's! Du willst dich herauslügen, du bist ein Dieb!“

„Sir, hüten Sie Ihre Zunge!“ schrie Philipp erblichend.

„Ja, leider ist es mit dir so weit gekommen. Aber ich will nicht Schande bringen auf das Andenken deines Vaters, meines toten Freundes, der dich mir einst empfahl. Höre! Ich gebe dir eine kleine Summe Geldes; damit verlässest du auf Nimmerwiedersehen Europa und versuchst es, in Amerika wieder ein ehrlicher Bursche zu werden. Erkennst du nun mein Wohlwollen, und bist du dafür dankbar?“

Philipp sprach bitter: „Dankbar sollte ich noch einem Manne sein, der mich, den Schullosen, zum Diebe stempeln will? O, ich durchschaue Ihren Plan, Sir! Sie wissen wohl, daß dieser Ring nicht Ihr Eigentum ist; mögen Sie selbst einen ähnlichen verloren haben oder nicht. Also wollen Sie mich fortzuschaffen und entehren zugleich. Auf solche Weise zerstören Sie freilich am sichersten die Ihnen so unliebsame Neigung Ihrer Tochter Ellen. Den Dieb wird sie ja gewiß nicht mehr lieben, sondern verabscheuen. Mr. Firkin, Ihre Handlungsweise ist die eines Schurken!“

Totenbleich war nun auch der Schiffsreeder geworden.

„Solche Beschimpfung wagst du mir ins Gesicht zu schleudern, Glender? Gut, so möge denn das Gericht urteilen in dieser Sache,“ sprach er dumpf. „Ich meinte es auch jetzt noch gut mit dir; aber du hast selbst dein letztes Rettungstau zerrissen. Mr. Collins, senden Sie nach der Polizei!“

Unter der Anschulldigung des Juwelendiebstahls wurde der junge Mann verhaftet. Firkin beschwor vor Gericht, daß der Rubinring sein Eigentum sei. Der Juwelier Collins sagte als Zeuge aus, daß nach seiner besten Ueberzeugung der Ring dem Mr. Firkin gehöre. Philipp Waltons Behauptungen erschienen den Richtern durchaus unglauwürdig. Man hielt ihn für einen verstockten Bösewicht und verurteilte ihn zu fünfjähriger Verschickung nach Neusüdwales oder „Botanybay“, wie man damals zu sagen pflegte.

Vierzehn Tage später wurde Philipp mit mehr als dreihundert anderen Sträflingen auf das Transportschiff „Hibernia“ gebracht, welches dann nach Australien absegelte.

Und Ellen?

Sie war ins Elternhaus zurückgekehrt und hatte sogleich das Geschehene erfahren. In ihrer tiefbekümmerten Seele hegte sie den Gedanken: „Es ist nicht möglich! Philipp ist kein solcher Bösewicht! Ich kann es nicht glauben, daß er schuldig ist.“

Und doch begann sie zu zweifeln. Auch die Mutter sagte zu ihr: „Tröste dich, Kind! Dein verständiger Vater hat damals recht gehabt. Wie entsetzlich wäre es für dich, wenn du die Braut eines solchen Menschen geworden wärest!“

3.

Mr. Firkin trug also wieder den Rubinring. Sonderbar, es kam ihm nun doch so vor, als gleite der Ring nicht mehr so leicht vom Finger wie zuvor. Es schien fast, der Finger sei dicker oder der Ring enger geworden. Das beunruhigte den gewissenhaften Mann.

Eines Nachmittags kam seine verheiratete Tochter Mary mit ihrem fünfjährigen Söhnchen Paul zum Besuch.

Der Kleine trieb sich gelegentlich beim Großvater in dessen Schreibzimmer umher. Beim Herumtoben hatte er in seiner kindlichen Ungelassenheit das Mißgeschick, das große Tintenfaß vom Schreibtisch herunterzustößen.

Mr. Firkin schalt den erschrockenen Knaben, der zu weinen anfang, und rief dann eine Magd, damit sie die Tinte vom Fußboden aufwache.

„Sir,“ rief diese plötzlich, einen Gegenstand auffassend, „da liegt ja ein Ring!“

„Ein Ring?“ schrie erbebend der Schiffsreeder.

„Jawohl. Hier, Sir! Mitten in der Tinte!“ Und sie überreichte ihm den gefundenen Ring, nachdem sie schnell die Tinte von demselben abgewischt hatte.

Wie vom Donner gerührt war Firkin, als er seinen eigenen Rubinring erkannte. Denn nun wurde er inne, daß Philipp Walton doch unschuldig war.

Aber wie hatte das denn geschehen können? Jedenfalls so: Als er damals in heftiger Erregung das Zeugnis für den darauf harrenden Philipp schrieb, mußte ihm der Ring vom Finger geglitten und unbemerkt ins Tintenfaß gefallen sein. Freilich hatte man damals überall sorgsam nachgesehen, nur im Tintenfaß nicht, denn daran hatte man allerdings nicht gedacht.

Er verglich die beiden Ringe. Sie waren einander sehr ähnlich in Farbe, Größe und Form des Steins und auch in der Fassung.

Aber was nun? Wie konnte das Geschehene wieder gutgemacht werden? Das schien recht schwierig zu sein. Das Transportschiff mit den Verurteilten war schon vor sechs Tagen von Gravesend abgesegelt.

Die Magd war hinausgegangen. Von ihr hatten Frau Firkin und Ellen die Auffindung des Ringes erfahren. Beide kamen hereingestürzt.

„Philipp ist schuldlos!“ schluchzte Ellen, freudig erregt. „O, welch Unrecht ist ihm ge-

schehen! Der Ärmste! Wie muß er leiden! Und du hast das verschuldet, Vater!“

„So ist's!“ sprach tief erschüttert Firkin. „Doch die seltsame Verkettung verhängnisvoller Umstände fügte es so. Ja, es ist ihm furchtbares Unrecht geschehen. Aber so wahr ich ein ehrlicher Mann bin, was in meiner Macht steht, soll schleunigst gethan werden, um diese peinliche Sache möglichst noch zum guten zu wenden!“

Ohne Verzug setzte der Schiffsreeder sich mit der Behörde in Verbindung. Man erkannte höheren Orts unter solchen Umständen es natürlich an, daß Philipp Walton des ihm zur Last gelegten Verbrechens nicht schuldig sei. Das Urteil sollte vernichtet, und ein Freilassungsbefehl ausgefertigt werden. Doch gingen in Erfüllung aller notwendigen Formalitäten noch drei Tage verloren.

Unterdessen hatte Firkin seine eigenen Maßnahmen getroffen und verständigte auch hiervon die Behörde, welche seine Absicht billigte.

Im West-India-Dock lag gerade segelfertig einer seiner Schnellsegler, der treffliche Schoner „Miranda“. Der Kapitän desselben hieß Stubbs und war ein ausgezeichneter alter Seemann.

Firkin sagte zu ihm: „Es handelt sich darum, Philipp Walton zurückzubringen. Uebermorgen erhalte ich die nötigen Papiere für Sie. Dann gehen Sie sogleich unter Segel, Kapitän. Die „Hibernia“ hat neun Tage Vorsprung; sie wird aber, wie ich in Erfahrung gebracht habe, Kapstadt anlaufen und dort einige Tage ankern, um frisches Trinkwasser und frischen Proviant für die Weiterfahrt einzunehmen. Außer Zweifel langen Sie mit der schnellen „Miranda“ vorher in Kapstadt an; dann müssen Sie dort die Ankunft des Transportschiffes abwarten. Holen Sie aber schon auf der See die „Hibernia“ ein, so ist das natürlich um so besser. Jedenfalls zahle ich Ihnen eine gute Belohnung, wenn Sie so bald als möglich Walton zurückbringen, so daß er nicht erst nach der Ankunft in Australien befreit zu werden braucht, worüber ja ein halbes Jahr und vielleicht noch längere Zeit vergehen könnte. Für alle Fälle wird jedoch auch dorthin mit dem nächsten Regierungspostschiff eine diesbezügliche Nachricht geschickt werden.“

Kapitän Stubbs versprach, daß er das Mögliche thun wolle, um den so dringenden Wunsch seines Reeders zu erfüllen. Zwei Tage darauf, nachdem er die erforderlichen Papiere empfangen hatte, segelte er ab.

Nach vierzehn Tagen begegnete ihm auf dem Atlantischen Ozean ein Fahrzeug. Er rief es an und erkundigte sich nach der „Hibernia“. Man hatte das Gefangenentransportschiff nicht gesehen. Ebenso ging es während der nächsten Tage mit zwei anderen, von Süden heraufkommenden Schiffen. Doch ungefähr auf der Höhe des Grünen Vorgebirges traf er ein von der Guineaküste kommendes Sclavenschiff, und von diesem wurde ihm die erwünschte Nachricht zu teil, daß am Tage zuvor die „Hibernia“ südlich steuernd, gesehen worden sei. Man gab ihm genau Länge und Breite an.

Danach richtete Stubbs nun seinen Kurs. In der That gelang es ihm, etwa unter dem Äquator, das große Transportschiff einzuholen. Er signalisierte, daß er amtliche Depeschen für dasselbe habe, und ließ sich dann an Bord der „Hibernia“ rudern. Dort überlieferte er die Papiere, deren Inhalt große Ueberraschung hervorrief.

Philipp Walton wurde auf Deck gerufen. Mit Erstaunen sah er da den ihm wohlbekannten Kapitän Stubbs, der ihm freundlich zulächelte.

„Sie sind frei, Sir!“ sagte der Offizier, welcher die Bewachungsmannschaft kommandierte. „Ihre Unschuld ist an den Tag ge-

kommen, und infolge davon das über Sie gefällte Urteil vernichtet worden. Der Schoner da wird Sie in die Heimat bringen.“

Kapitän Stubbs überreichte dem bleichen jungen Manne Briefe von Firkin und Ellen. Dann sagte er: „Aus diesen Briefen wird es Ihnen klar werden, auf welche verhängnisvolle Art der unheilvolle Irrtum entstehen konnte. Sobald er diesen erkannt, hat, wie Sie sehen, Mr. Firkin als ehrlicher Mann alles aufgeboten, um Ihnen gegenüber sein Unrecht wieder gutzumachen.“

Freudig atmete Philipp auf im Gefühle der Freiheit. Welch ein unverhoffter glücklicher Schicksalswechsel! Mit Stubbs begab er sich an Bord der „Miranda“, welche dann heimwärts steuerte und nach guter Fahrt in London anlangte.

Seltam ergreifend war das Wiedersehen. Mit bebender Stimme bat der reiche Schiffsreeder den jungen Mann um Verzeihung. „Was kann ich thun, um meinen Irrtum zu sühnen?“ sprach er. „Was dir auf Erden am liebsten ist, nimm es hin, Philipp! Ellen sei dein!“

Tief blickte Philipp in Ellens schöne blaue Augen. „Und auch du?“ fragte er leise. „Glaubtest du auch, daß ich ein Bösewicht sei?“

„Nein!“ rief sie schluchzend, indem sie ihm um den Hals fiel. „Ich konnte, ich mochte es nicht glauben. Aber ich mußte wohl schweigen, denn alles, alles war ja gegen dich. Doch in meinem Innersten bäumte meine geängstigte Seele sich auf gegen den Gedanken, daß du ein Dieb seiest.“

Bärtlich küßte er sie. Dann sprach er: „Es ist gut! Ziehen wir einen Schleier über das Vergangene. Ich verzeihe Ihnen, Mr. Firkin. Verzeihen auch Sie mir die harten Worte, welche ich gegen Sie ausstieß an jenem verhängnisvollen Tage! Sie verkannten damals mich; ich verkannte Sie. Die Umstände hatten das so unheilvoll gefügt. Doch nun ist das vorbei, der Groll verschwindet aus meinem Herzen, die schwarzen Schatten der Verzweiflung und des Hasses sinken hinter mir in die Tiefe, vor mir wird es licht und sonnig!“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der große Friedrich und sein Kammerlakai Müller. — Der Kammerlakai Müller zerbrach einst eine Urne von japanischem Porzellan, die Friedrich der Große als Andenken von seiner Mutter überaus wert hielt. Auf's höchste erschrocken stand Müller wie eine Bildsäule da. Als er sich etwas erholt hatte, begann er die Scherben aufzulesen, wobei ihn der König überraschte.

„Schlingel, was hast du gethan?“ rief er ihm zu. Mit bebender Stimme antwortete Müller: „Eure Majestät, ich habe das Unglück gehabt, die Urne fallen zu lassen.“

„So? Nun kannst du sie auch bezahlen. Bis sie bezahlt ist, bekommst du nur das halbe Traktament,“ sagte der König finster.

Und so geschah's. Müller bezog ein halbes Jahr lang nur die Hälfte seiner Besoldung. Der wadere Mann ließ sich dadurch aber nicht abhalten, seinen Dienst unverdrossen und pünktlich zu verrichten, und so oft er auch Gelegenheit hatte, dem König etwas zu Gunsten seines geschmälereten Einkommens zu sagen, so verlor er darüber doch kein Wort. Als die Zeit der Besoldungsabzüge vorüber war, sagte der König zu ihm: „Da du den Abzug deines Traktaments mit Geduld ertragen hast, so nimm hier das Doppelte dafür: künftig sei aber vorsichtiger!“

Große Herren gestehen sonst nicht gern zu, daß sie geirrt haben, und es ist ein Beweis hoher Seelengröße Friedrichs des Großen, daß er einen Irrtum, sobald er ihn einsah, offen eingestand und wieder gutmachte. Müller brachte dem König eines Tags ein Glas Wasser, setzte dasselbe auf einem Präsentierteller vor den Monarchen auf den Tisch und begab sich wieder auf seinen Platz im Vorzimmer.

Gerade in dem Augenblicke, als Friedrich trank,

erschien der Oberst Quintus Scilius. Friedrich setzte das Glas auf den Tisch, auf welchem ein Schriftstück lag, und sagte: „Gut, daß Er kommt. Hier will ich Ihm etwas zu lesen geben.“

Damit ergriff er dasselbe Papier, auf welches er soeben das Glas gesetzt hatte, und riß dieses mit herunter. Unwillig rief er nach dem Kammerlakaien und sagte zu ihm: „Welche Ungeschicklichkeit, das Glas auf ein Blatt Papier zu setzen! Da siehst du die Folgen davon!“

„Eure Majestät,“ stammelte Müller verlegen, „es geschah — es geschah wohl — aus Unvorsichtigkeit!“

„Fort! Auf der Stelle fort!“ rief der König erzürnt.

Als der Lakai das Zimmer verlassen hatte, und Friedrich etwas ruhiger geworden war, sagte der redliche Oberst: „Halten Eure Majestät zu Gnaden! Ich habe selbst gesehen, daß Sie das Glas auf das Papier gesetzt haben.“

„So? — Ist das gewiß?“ fragte der König betroffen.

„Zawohl, Eure Majestät,“ antwortete der Oberst. „Dann habe ich dem armen Teufel allerdings zu viel gethan,“ sagte Friedrich völlig besänftigt. „Er soll hereinkommen!“

Quintus Scilius rief den Kammerlakaien.

„Höre,“ sprach der Monarch jetzt zu ihm, „ich habe das Glas selbst dahin gesetzt. Du bist un-

schuldig; aber warum hast du mir das nicht gesagt?“

„Eure Majestät,“ sagte Müller, „ich wollte es ja, aber Eure Majestät ließen mich nicht zu Worte kommen.“

„Du sagtest aber doch, es sei aus Unvorsichtigkeit geschehen?“

„Das wohl, indes bezog ich das nicht auf mich.“

„Du hast recht,“ sagte Friedrich freundlich, „ich muß nicht auf dich, sondern auf mich böse sein.“ [E. K.]

Durch die Blume. — Als Talleyrand eines Abends in der Großen Oper in Paris saß, befand sich hinter ihm ein Herr, der ihn in der unangenehmsten Weise störte, indem er — es wurde



Schlittenpartie auf dem Rade während der Butterwoche in Rußland.

die Oper „Tell“ von Rossini gegeben — fortwährend ziemlich laut vor sich hin summte.

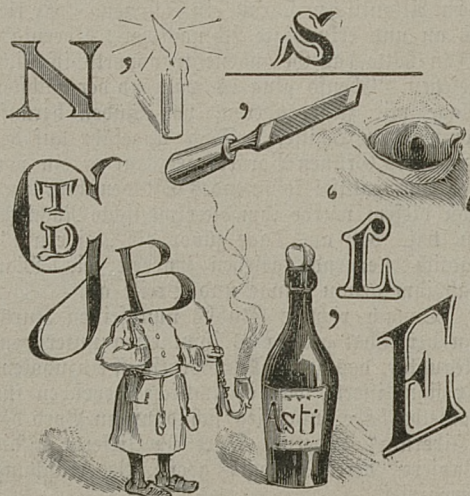
Talleyrand hörte die Sache eine ganze Weile mit an, dann wandte er sich zu dem Fremden um und sagte in höflichstem Tone: „Es thut mir wirklich leid, mein Herr, aber die Menschen auf der Bühne machen einen solchen Skandal, daß ich Sie absolut nicht verstehen kann.“ [L—n.]

Schlittenpartie auf dem Rade während der Butterwoche in Rußland.

(Mit Abbildung.)

Die dem Aschermittwoch vorhergehende „Butterwoche“ (Maslenniza) ist die eigentliche russische Karnevalszeit. Zu den ländlichen Belustigungen während dieser Woche gehört die auf unserer Abbildung dargestellte Schlittenfahrt auf dem Rade. Man sucht im Dorfe einen recht großen Schlitten aus und befestigt darin ein auf einem kurzen Pfahle stehendes Rad. Auf diesem nimmt der gewandteste unter den Bauern wie auf einem Throne Platz. Man reicht ihm Schnaps und Kaladschi — ein Gebäck, das gleich den Blini (Hefenpfannkuchen) während der Butterwoche nirgends fehlen darf — hinauf, dann zieht das Dreigespann an, und unter allgemeinem Jubel geht es hinaus auf die schneebedeckte Ebene. Voran der Schlitten mit dem Rade, hintendrein die Schlitten der übrigen Bauern.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 8.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 6:
Ehe man andern etwas nachsagt, soll man erst in den Spiegel sehen.

Somonym.

Kundschaffen sollte er in Feindesland;
Sie merken, daß er ein Spion;
Nun ward er, was mein Wort benennt,
Sechs Kugeln wurden ihm zum Lohn.
Wohl ihm, wenn er das gleiche Wort
In banger Todesstunde war,
So opfernd rechtes Geldesblut
Auf seines Vaterlands Altar.

Auflösung folgt in Nr. 8.

Auflösung des Kreuz-Rätsels in Nr. 6:

	S	O	S	
	E	R	C	H
W	I	E	L	A
F	O	R	E	L
K	R	O	A	T
	S	N	E	
	E	S	R	

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.